

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

19.5.1929 (No. 20)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 20



19. Mai 1929

Edgar Frhr. v. Notberg / „Festung“ Herrenwies

Unter den Tausenden, die alljährlich als Wanderer, Skiläufer oder Luftkurgäste Herrenwies besuchen, wird es kaum dem einen oder anderen bekannt sein, daß dieser friedliche Schwarzwaldsiedel in seiner Vergangenheit recht lautbewegte Zeiten gesehen hat; daß hier Wall und Graben zogen und Geschütze dröhnten, und wenn gegen die Herrenwieser Befestigungswerke auch keine stürmenden Kolonnenhaufen anrannten und keine Schlachten dort geschlagen wurden, so haben dennoch die Kanonen und Musketen der „Festung“ Herrenwies zu Zeiten lustiger zwischen ihren Waldhängen geknallt als die Stücke manches festen Platzes, wenn der Feind vor ihm lag.

Welche Ereignisse in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in dieser Bergfeste gespielt haben, überliefert uns statt einer blutigen Kriegsschronik das friedliche „Auer Hahnen Buch“, eine ledergebundene und goldverschnittene Handschrift, die in tagebuchartiger Berichterstattung von den Vorgängen erzählt, die sich durch eine Reihe von Jahren bei den Jagdaufenthalten des Markgrafen Christoph dort oben zugetragen haben. Dinge, die nicht etwa allein für den Weidmann, sondern auch in zeit- und kulturgeschichtlicher Hinsicht und für den Heimatforscher von Reiz und Interesse sind.

Man wisse zur Person, daß dieser Markgraf Christoph von Baden-Durlach Vatersvetter zum regierenden Markgrafen, späteren Großherzog Karl Friedrich war und daß sein Vater, ebenfalls Christoph mit Namen, ein Bruder des Gründers von Karlsruhe, des Markgrafen Karl Wilhelm gewesen ist. Christoph Sohn war 1717 zu Durlach geboren und in erster Ehe mit Fräulein von Nerküll, in zweiter mit der Witwe Höllischer geb. Fuchs von Durlach vermählt. Ein tapferer Handegen, der den Türkenkrieg und den Siebenjährigen bis zum K. K. Generalfeldmarschall hinauf mitmachte, zweimal verwundet wurde, wegen einer Fußwunde auch den Heeresdienst aufgeben mußte und dann zumeist in Schloß Mühlburg lebte, wo er 1789 verstarb. Ihm hatte sein regierender Neffe das Herrenwieser Revier zur Verfügung gestellt, das er alljährlich zur Balzeit der Auerhähne im April besuchte und in dem er von seinem Absteigequartier aus, dem heutigen Forstwartshaus am Straßkreuz, nicht nur als zäher, ausdauernder Jäger dem Weidwerk oblag, sondern wo er mit seiner Begleitung und seinen Gästen — so wie das eben im Geist der Zeiten lag — ein harmlos-humorisiertes, gelegentlich aber auch selbstmäßig-derbes Getriebe anzuziehen pflegte.

Dieses Jagdhaus wurde zur „Insel und Festung“ erklärt, und das Verhalten der „Garnison“, die die Jagdgesellschaft darstellte, war durch eine strenge Verordnung von 1765 geregelt, in der alle Einzelheiten festgelegt waren, halb schwülstig übertreibend, bald wieder äußerst realistisch gehalten, immer aber in einem Deutlich, über das sich heute selbst ein Dorfschüler von der hintersten Bank erhaben fühlen würde.

Gouverneur der Festung war der Markgraf selbst; dann gab es einen Platzkommandanten, den Platzhauptmann, Adjutanten, Stabshauptmann, Quartiermeister und Profos, von denen jeder seine besonderen Pflichten zu erfüllen hatte, die natürlich alle darauf hinausliefen, daß möglichst viel Unsinn dabei herauskam. Viel Raum nahmen die Bestimmungen über das Zeremoniell beim

Empfang von Gästen ein, wobei das Salutschießen natürlich die Hauptsache war. Die Salutgeschütze standen 80 Schritt vor dem „Hauptfort“ (wohl das Jagdhaus selbst); auf den Alarmschuß beim ersten Erblicken eines Fremden trat so schnell als möglich die ganze Besatzung ins Gewehr — wie wir sehen werden, oft in tollem Aufzuge —, und dann folgte der übrige Feuergruß je nach dem Rang des zu Beehrenden. Aber auch bei sonstigen Anlässen ging es nicht ohne das Knallen dieser Geschütze ab, war es nun ein besonderes Weidmannsheil, das der Markgraf gehabt hatte, das Ausbringen der Gesundheit Karl Friedrichs, das Bannen schlechten Wetters oder irgend etwas anderes, das zum Lösen der Festungsartillerie den Vorwand geben mußte.

Die Strafen für Verstöße gegen diese Kriegsartikel: „ein derber Buckel mit Schläg“; der Arrest; sehr drastische anderweitige Pönitenz; wer aber gar sich gegen die Weiblichkeit unschuldig benehmen sollte, der würde durch zwei Herren „24 mal im Mühlweiser bis über das Haupt gebundet und nachher auf der Festung auf lebenslänglich verjaget“. Auch die Gäste werden in Strafe genommen; wenn sie nämlich nach eingenommener Mahlzeit den Teller wie den Suppenlöffel nicht zurückgeben, sollen sie durch 12 Streiche mit dem Vöffel daran erinnert werden, daß diese Gegenstände nicht ihnen, sondern dem Gouverneur gehörten.

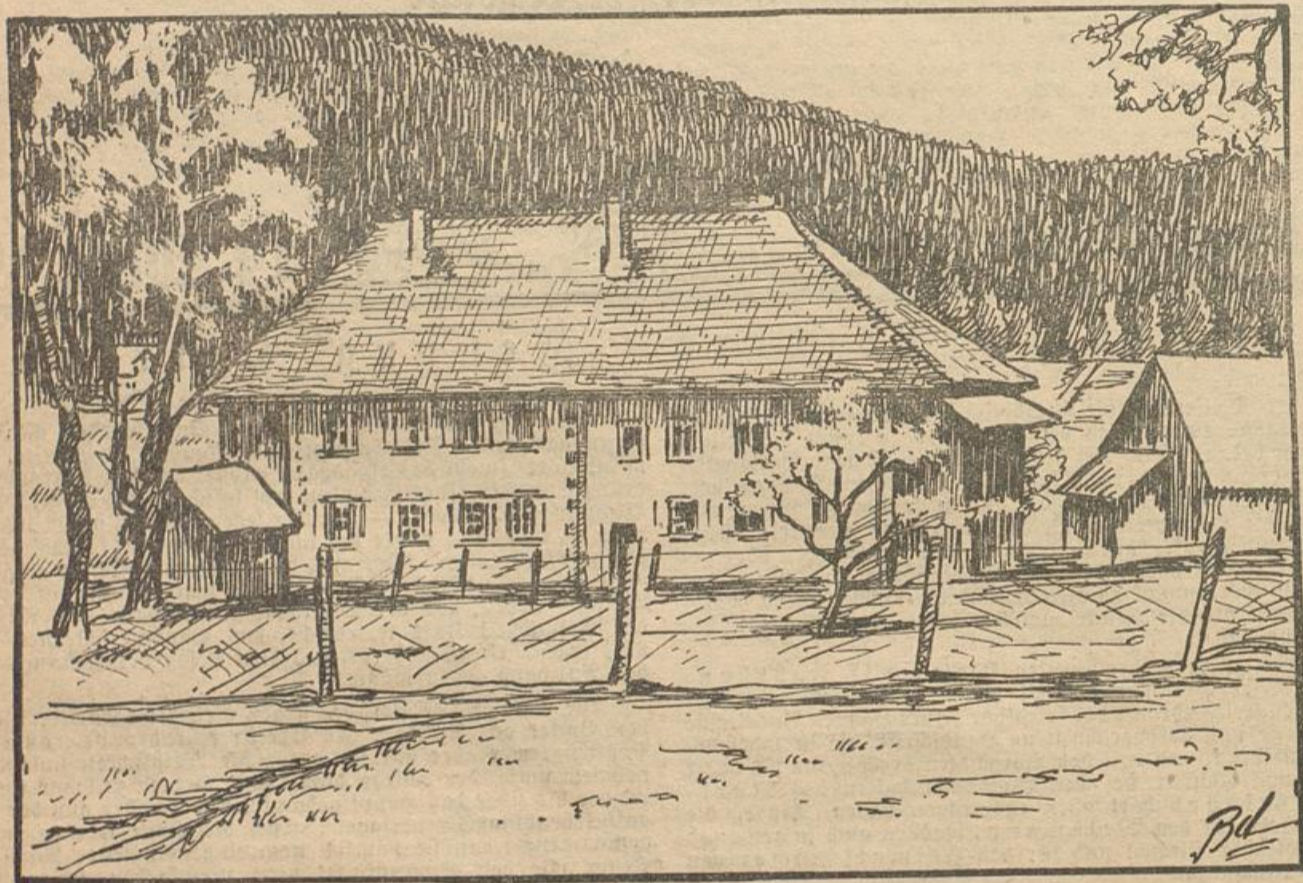
Damals war Herrenwies überhaupt erst seit 70 Jahren ein ständig bewohnter Ort, vorher war in dieser waldigen Wildnis nur eine Jägerhütte gestanden, Sommers waren nur Hirten aus den Talorten droben, und in den Forsten, die dem regierenden Markgrafen gehörten, wurde Holz geschlagen und Nebsteden geschnitten. Ende 17. Jahrhunderts hatte als erster Siedler ein Jäger des Frhrn. v. Blittersdorff sich ein Wohnhaus dort erbaut, zu dem er sieben Morgen Land, Weiderecht und Wirtschaftsgerechtigkeit erhielt. Aber dieser Mann führte ein schweres Dasein, denn die Mühlertäler Bauern machten ihm die Weide streitig, streifende Soldaten plünderten sein Häuschen und in jenen kriegerischen Zeiten hauste Einguartierung böse auf dieser in der Einöde doppelt willkommenen Wohnstatt. Dann entstand 1724 ein Glasofen auf der Herrenwies, bald darauf Säg- und Mahlmühle, ein Rastatter Wirt drängte sich widerrechtlich herein und so gab es mitten in diesem Bergwaldfrieden ständig ein Bank- und Prozeßieren. Seit 1745 war ein Kapuziner oben, dem der Wirt Wohnung, Essen und 50 Gulden gab und der den nunmehr 100 Herrenwieser und 200 Hundsbacher Siedlern die Predigt hielt, der aber dann infolge langwieriger Streitigkeiten über die Seelsorge abzog und erst auf vermittelndes Eingreifen des Markgrafen durch die Fremersberger Franziskaner ersetzt werden konnte, die von 1752 ab mit vierjährlicher Ablösung die Seelsorge ausübten. Auch sie wurden vom Wirt unterhalten, er war es auch, der die (noch vorhandene) Kapelle baute; seine Erben aber stifteten der kleinen Gemeinde das erste Pfarrhaus, das allerdings nach einer Reisebeschreibung im „Zahrer Sinkenden Boten“ von 1824 das kleinste im Lande war. In der Herrenwieser „Festungszeit“ waren die Bewohner in der Mehrzahl Waldkolonisten, Schwarzwälder Leute, deren Voreltern beim Floßwesen auf der Murg ihren Unterhalt verdienten und denen der Markgraf, als ihr Brot einging, gestattet hatte, sich dort oben anzubauen. Sie hatten kein Bürgerrecht, nur

der älteste Sohn durfte wieder Waldkolonist werden, die übrigen mußten anderwärts ihr Fortkommen suchen. Den wenigen Evangelischen unter ihnen mußte der Stadtpfarrer von Gernsbach jährlich 3-mal fünf Stunden weit Gott's Wort zu ihrer Waldsiedlung herauftragen. Dieser Gottesdienst fand in einer freundlichen Stube beim Förster statt, und sobald er zu Ende war, wurde die Kirchenstube zum Gastzimmer, in dem man dem Pfarrer Speise und Trank auftrug, die die Försterin trefflich zu bereiten wußte, trotzdem auf der Herrenwiese auch damals nichts anderes wuchs als Gras, etwas Hafer, Korn und Grundbirn, von denen auch noch viele erfroren. Dafür machten die Herrenwieser aber ein Heidelbeerwasser und einen Vogelbeergeist, die nicht von schlechten Eltern waren.

Diese Waldkolonisten waren Holzarbeiter, Eisen Schmiede und Glasbläser, und einer von ihnen, der Herrgottsbergler, so taub er auch war, schnitzte und beizte schöne Stücke mit allerlei Köpfen und verkaufte sie an die Kurgäste von Baden. Die schönen Wasserfräuleins im schwarzen Herrenwieser See waren diesen Waldleuten wohlgenannte Freundinnen, halfen ihnen beim Holzstehlen,

Pfleger oder von Pfleger, letzteres sogar in Verbindung mit dem Titel als Generaladjutant. Da es sich offenbar immer um die gleiche Person handelt, so mag dem Hauptmann, dann Major, dann Obristwachtmeister Harrant, der im übrigen der Sohn des Kantors H. in Baden war, bei diesen Jagdaufenthalten und vielleicht in Anspielung auf seine Stellung zum markgräflichen Jagdherrn der Beiname Pfleger mit dem hochtrabenden Generaladjutantentitel zugelegt worden sein.

Selbst die Einträge über seine jagdliche Betätigung entbehren nicht des spöttelnden Humors. Am ersten Morgen seiner Anwesenheit habe er bereits „einen Hannen auf 20 Schritt geföhlt“, ein anderes Mal habe er „wie gewöhnlich“ nichts zur Strecke gebracht oder sich „mit gesegnetem Fehlschuß“ ausgezeichnet. Auch sonst hat er oft genug als passiver Teil für die Marretelen der anderen dienen müssen. So fehlte er bei einem Scheibenschießen nicht weniger als elfmal die Scheibe. Der Chronist des Auerhahnenbuches gibt aber auch gleich die Erklärung dazu: „eine Solche Hexerei zu machen ist leicht zu erwürdchen, man darff dem Scheibenschützen nur oft einschnechen und niemahlen kein Kugel lathen,



„Das Hauptfort“, heute Forsthaus Herrenwies.

Nach einer photogr. Aufnahme des Verfassers

pußten ihren Frauen das Küchengehör blühblank, und als sie einmal einige junge Burschen in einen tiefen kristallinen Wasserfall zu sich hinabgelockt hatten, der mit Diamanten und Perlen ausgelegt, mit Millionen Lampen erleuchtet war, und der alte Seegreis seine Töchter dafür bestrafen wollte, da haben die Burschen sie frei und erhielten dafür von ihnen drei Steine, aus denen warmes Wasser hervorkam: Das waren die Quellen von Baden, Hub und Badenweiler, und die jungen Menschenöhne wurden reiche Männer.

So also war's dort oben, als Herrenwies des Markgrafen Christoph „Festung“ war. Der erste Eintrag im Auerhahnenbuch vermeldet unterm 30. April 1762 die Ankunft des Markgrafen, zunächst nur in Begleitung des Majors und des Rittmeisters von Venst. Er hatte das Glück, schon am ersten Vormorgen am Seesopf gleich drei Hähne zu erlegen, ein Weidmannsheil, das sich ihm später in solcher Gnadenfülle nie wieder gegeben hat. Als er dann einige Tage darauf beim regierenden Markgrafen in Baden zu Mittag gespeist hatte, kehrte er abends mit dem Hauptmann von Harrant nach Herrenwies zurück, und damit betritt den Festungsraum eine Figur, die während der sieben Jahre, über die das Tagebuch sich erstreckt, fast täglich in irgend einem Zusammenhang erwähnt wird, eine Persönlichkeit, die mit ihrem saftigen Humor offenbar die Seele der ganzen Jagd-Kumpanei dort oben war und mehr oder minder die Rolle eines enfant terrible, ja des markgräflichen Hofnarren gespielt zu haben scheint.

Harrant war wohl persönlicher Adjutant und unentbehrlicher Begleiter des Markgrafen; er erscheint innerhalb der sieben Jahre in allen Dienstgraden vom Leutnant bis zum Obersten, einmal mit bürgerlichem Namen, das andere Mal mit Adelsprädicat und merkwürdigerweise zwischendurch immer wieder mit dem Namen

So würdt er unvermögend die Scheibe zu treffen“. Und als er auch ein anderes Mal wieder zehnmal vorbeischuß, mußte er zur Strafe einen „honorablen Barth“ tragen, der ihm mit Ruß angemalt wurde. Daß Harrant es aber auch anders konnte, wenn es darauf ankam, zeigte er bei einem vom Markgrafen gegebenen Preischießen, bei dem er sich, obwohl er nur einen Sporn trug, weil er angeblich „den zwentten im Kopff“ hatte, elegant den ersten Preis erschoss und damit selbst die ganze Berufs-Jägererei, die sich ebenfalls am Schießen beteiligte, aus dem Felde schlug. Aber das änderte nichts an seiner Funktion, bei allen und jeden Vorfällen die komische Figur zu sein. Der Markgraf hatte mit einigen Herren einen Gang nach der „Schwölung“ gemacht und verfehlte auf dem Rückweg den Steg über den Schwarzenbach, so daß man sich genötigt sah, das Dachbett zu durchwatzen. Alles trug hohe Stiefel, nur Harrant hatte Schuhe und weißseidene Strümpfe an und so „wahre dieses das Erste Baadt So dieselbe dahier profitierten“. Nachts schnitt man ihm dann „von rock und camissol“ sämtliche Knöpfe herunter, so daß er sich morgens nicht ankleiden konnte, und es vergeht kaum eine Mahlzeit, ohne daß der „Obrist und Generaladjutant Pfleger“ wegen irgend einer Uebertretung der Tisch- und Hausordnung vom Herrn Gouverneur in Strafe genommen wird, die öfters auch darin bestand, daß er den silbernen Auerhahnen leeren mußte, ein Trinkgefäß, das wohl der goldenen Sau im Forsthaus zu Randern nachgedacht gewesen ist. Oder er wurde „creuzweyß zum Profos geschloffen“, weil er gegen andere Injurien ausgestoßen hatte, und ein andermal war sein Vergehen so schlimm, daß der Markgraf eigenhändig ihn mit dem Farrenschwanz traktieren mußte. Es wird schon als etwas Besonderes hervorgehoben, daß er sich einmal acht Tage lang so gut aufgeführt hatte, „das denenselben nicht das Mindeste reprochiret werden könnte. O wundter über alle wundter“. Es herrschten ja dazumal

ganz allgemein Tischfitten, wie sie heute selbst unter einfachen Leuten kaum mehr denkbar sind. So wurden außer dem „Generaladjutanten“ auch andere hochstehende Herren aus der persönlichen Umgebung des Markgrafen wegen derartigen Verstoßen in Strafe genommen, einer z. B., weil er sich angewöhnt hatte, „daß er sein schmutziges Schnupstuch alzeit auf oder unter der Serviette liegen läßt“. Es waren eben rauhe Zeiten und die persönliche Kultur stand in Fragen der Kinderstube nicht allzu hoch.

Bei der oben erwähnten „Schwölung“ handelt es sich um die halbwegs zwischen Herrenwies und dem heutigen großen Stau- becken nur noch als Geländevertiefung erkennbare „Alte Schwölung“ der Schwarzwaldvereinstarte, eine jener früher im Murg- gebiet zahlreichen Stauvorrichtungen zum Abschweimen der auf- gestapelten Hölzer in die Murg, auf der die Klöße im Floßbetrieb weitergeführt wurden. Die Konstruktion wie der Vorgang des Füllens und Ablassens gerade dieser Herrenwieser Schwölung ist in allen Einzelheiten mit Zeichnungen und Beschreibung dieses gewaltigen Bohlen- und Balkenwerkes überliefert. Abweichend von anderen ihrer Art, war sie nur von einem einfachen Zimmer- mann angelegt und hatte eine Länge von 250, eine Tiefe von 24 Schuh. Das Vollaufen dauerte je nach dem Wetter 12–24, das Auslaufen gewöhnlich nur eine Stunde, woraus sich eine Vorstel- lung von der Gewalt des talwärts schießenden Schwallen ergibt.

Dieses Schauspiel schildert der Forstmeister Jäger Schmid in seiner Beschreibung von 1800 mit Bezug auf die im Hundsbach- tal gelegene Herzogsschwölung, die nach ihrem Erbauer so genannt war. Vom Hohen Ochsenkopf herunter wurden die Klöße bis dicht vor die Schwölung gerieft und „wie ein kleiner Berg aufgetürmt, ineinander verwickelt und verschoben“. Dieser Fleck sei einer der einfachsten und wildesten im ganzen Gebirge gewesen, ringsum eingeschlossen von Bergen und Dickicht, und den Anblick des Des- sens dieser Schwölung solle sich niemand entgehen lassen, der je im Frühjahr diese Gegend bereife. Es sei „ein Schauspiel, das die Kunst ohne besondere Hilfe der Natur nie nachahmen kann“. Beim Des- sen der Pforte hob die Gewalt des „fürchterlich schäumenden Wassers“ den Holzberg an und zerstückte ihn „unter dem fürchter- lichsten Getöse“, so daß die etwa 400 Sägestöße gegen die Felsen prallten, „mit noch gräßlicherem Donner“ zurückfahren und, viel- fach stark zer Splissen, im Bachbett abwärts getrieben wurden.

Im Auerhahnenbuch beginnt jeder Tagesbericht mit dem, was sich in jagdlicher Hinsicht ereignete. Und da berührt es sympathisch und ist wohl als Ausfluß des vom Jagdherrn selbst ausgehenden schlichten Weidmannsgeistes anzusehen, daß neben den Erfolgen auch die Mißerfolge und zwar keineswegs nur diejenigen der Her- ren der Begleitung und der Gäste, sondern auch diejenigen des Markgrafen ohne jede Beschönigung rundheraus verzeichnet wur- den, auch wenn, wie es z. B. am 22. April 1766 passierte, „S. Hoch- fürstlichen Durchlaucht am Seeberg gleich zwei Hannen geföhlet“ haben. Oder es heißt, daß er wegen Regenwetters „nichts vom phatz profitieren“ konnte, oder daß er mehrere Tage nacheinander nichts erlegte, „haben aber viele Hannen hören Schnalzen und einige auf dem bodten Sehen mit einander rauffen, wahren aber nicht Schuß mächtig“. Wieder ein anderes Mal hat der Markgraf einen Hahn „plaisiret“ (blestiert, d. h. angehoffen), aber nicht be- kommen. Das war überhaupt ein besonderer Pechtag für den hohen Herrn, denn auf dem Heimweg verlor er einen seiner silber- nen Sporen und nach dem Essen wurde er „mit einem Zahnweh überfallen“, so daß sein Adjutant Pfleger (Harrant), von dem ge- sagt wird, daß er besondere Geschicklichkeit im Beheben dieses Uebels besessen habe (1), ihm „sein arcanum offerirte, wurde auch acceptiret und gebraucht, halfte aber gar nichts und blieben S. Dlt. mit dem Zahnweh behaftet“.

Oft litt der Herrenwieser Jagdaufenthalt unter sehr schlech- tem Wetter, die Hähne balzten nicht, der Markgraf kam nicht zu Schuß. Besonders schlimm war es im Jahre 1765; da gab es Mitte April einen Sturm, so daß „die Hannen wegen die Nacht hindurch achabten großen windt, sich nicht in ihre ordinary ständt einge-

stößt, Sondern außerhalb denselben verblieben, und nur geschna- zet“; und dann besuchte der Markgraf zwölf Tage hintereinander jeden Morgen und Abend unentwegt die Balzplätze, übernachtete mehrmals in der Jagdhütte am Seekopf und mußte trotz seiner Ausdauer immer wieder ohne Erfolg, mehrmals auch noch „mit ein nassen Puckel“ nach Herrenwies zurück, während zur gleichen Zeit der Adjutant einen Hahn erlegte, was übrigens den Mark- grafen durchaus nicht verdross.

Die Gesamtstrecke während der Balzzeit schwankte in diesen Jahren zwischen zwei und acht Auerhähnen, einigen Schnepfen und dem einen oder andern „rehe pod“ (Rehbod).

Die Balz spielt sich ja im allerersten Grau des Morgens, ge- legentlich auch einmal ganz spät abends beim Einschwingen der Hähne in ihre Schlafbäume ab. Wenn aber dann schlechtes Wetter die vielen übrigen Stunden eines solchen Tages noch länger wer- den ließ, als sie ohnehin schon waren, dann ist es erklärlich, daß die Garnison der Festung sich die Zeit auf alle mögliche Weise zu kür- zen suchte. Dosters fuhr der Markgraf zum Besuch des regieren- den Herrn Neffen nach Baden hinunter und brachte sich diesen und jenen Gast mit herauf, der dann ungeachtet seines oft hohen Ranges zu allerhand Unfug herhalten mußte. Auch der würdige Herr Kan- tor Harrant, den der Markgraf öfters aufsuchte, auch er wurde bei seinen Besuchen in der Festung gern zum Besten gehalten. Eigens für diesen Zweck ließ der Markgraf vom Schreiner „ein bretterner auer Hannen verfertigen“, der auf einer Lanne aufgestellt und vom Kantor, der offenbar Neuling im Weidwerk war, im Vor- feldköpfe „in bey Sein vieler zeigen mit vieler Behändigkeit“ heruntergeholt wurde. Obendrein mußte er dann mittags mit sei- nem Sohn aus dem silbernen Auerhahnen die Gesundheit des Jagdherrn trinken und bei seiner Abreise gab man dem Armen noch mit einer Musit von Kasserollen, Schaum- und Kochlöffeln, „welches Sehr anmuthig zu hören wahre“, ein Stück Weges das Geleit.

Auch sonst gab natürlich die Anwesenheit von Gästen willkom- menen Anlaß zu allerlei Scherz. Da kam z. B. im April 1763 mit anderen Herren auch ein Prinz Salm herauf, der „unter viellen Trompetten und pandchen Schall“ empfangen wurde, jedoch mit Halsweh behaftet war. Man machte ihm ein Gurgelwasser von Wein zurecht, „worauff sich dieselben soulagiret befunden“. Ein besonders feierlich-toller Empfang wurde 1765 dem Bruder des Markgrafen, Prinzen Wilhelm, zuteil, der von Reichental herüber- kam, wo er ebenfalls zur Hahnenbalz weilte. Der Gouverneur ging ihm mit dem Kommandanten und sonstigem Gefolge entgegen, es erschien aber zunächst nur ein „trabant zu pferdt“ mit einer prächtigen Standarte und übergab dem Gouverneur ein Schreiben, in dem die bevorstehende Ankunft des hohen Gastes notificiert war. Als nun dieser in Sicht kam, wurde ein Salut von 24 Schuß gelöst, die Garnison stellte sich in Parade auf und zwar der Herr Gouverneur in einem zur Chaise umgewandelten Schubkarren, als Greis „mit einer Brüllen auff der Nasen und verbundnen Füßen“, dann der Platzkommandant mit einem verpfasterten Auge und einer Krücke, der Platzmajor mit zwei Krücken und Stelzfuß, voran aber der Leutnant auf allen Vieren kriechend mit dem Degen im Mund „und dem Narren im Kopff“. Alles war in höchster Gala: an der Spitze der Gouverneur in Schlafmütze, „welche Ceremonie nur bey ankunft eines Admirals observiret würdt“. Denn der Gast erschien in der Tat als Admiral „des orientalischen Meeres“ und berichtete von seiner höchst beschwer- lichen Reise. Er sei mit der ganzen Flotte morgens 7 Uhr aus dem Reichentaler Hafen mit halbem Wind abgefegelt und als er in die Meerenge von Forbach gekommen sei, „So ereignete sich ein solcher grausamer sturm“, daß die ganze Flotte an den Felsen des San- berges scheiterte. Nur der Admiral und drei Personen seien ge- rettet worden, hätten sich plötzlich zu Pferde befunden und suchten nun Zuflucht in der Festung, wo sie sich so zärtlich empfangen sehen.

(Schluß folgt.)

Friedrich Singer / Des Waters Bildnis

(Schluß)

Nichtig, als Stefan spät gegen zehn Uhr erwachte, erinnerts er sich trotz des wüsten Kopfes sofort an alles, fuhr in die Kleider und rannte los, unterm Rock die Kirchwasserflasche. Zwar reute es ihn halb, denn er hörte die Stimme der Mutter: „Trink nie zuviel davon, sonst wird die Medizin Gift.“ Und er wußte ja wohl: sie hatten gestern abend schon die Kostbarkeit sinnlos veran- t. Treßdem trat er mit gezwungener Lustigkeit in das Atelier; An- dreas war auch noch wirr im Schädel, doch bald sammelte er sich und schütete bissig drauf los mit einer ihm sonst fremden Schwelg- samkeit. Nach zwei Stunden erst erlaubte er dem Freunde, aus- zutreten und die steifen Glieder zu strecken. Neugierig trat Ste- fan näher, doch erschrocken zuckte er zusammen: sich selbst sah er vor sich — vielmehr ein in innerster Heimlichkeit stets schon ge- hütetes Schaubild von sich, durchglüht von Dämonie, besessen von Schönheitsdurst. Kurzum, ein höheres Selbst und doch wieder er- selber, wenn er nur sich mühen wollte, solcher Sehnsucht Er- füllung zu geben!

Stolz lächelnd stand der Maler daneben und meinte: „Na, wie wär's mit der ersten Rate auf den ausgefetzten Preis?“ Wortlos

langte Stefan die Flasche vom Tisch und führte sie seinem bewun- derten Freunde an den Mund. Und — die Sitzung ging weiter, die Pinselraserei steigerte sich zur Tollwut, die Farben huschten nur so über die Palette. Andreas hatte nun in selbstgefälliger Sicherheit die Flasche neben das rechte Stuhlbein gestellt, und der andere ließ es ungerührt, wenn er immer in gewissen Pausen die gluckende an die Lippen hob. Bei Gott, sie war schon halb leer! Der Maler kenselte mit rotem Kopfe an der Leinwand herum, die Striche saßen wie Hiebe, und der trübe Vorfrühlings- tag neigte sich schon zum Ende. Schon mehrmals hatte Stefan nervös gefragt: „Geht's noch lang?“ Denn auf sechs Uhr hatte er sich mit seinem Mädels verabredet. Aber ein drakonisches: „Es wird heute fertig gemacht!“ zwang ihn auf den harten Boden nieder. Schon schlug die Uhr halb sieben, und Stefan machte sich Gewissensbisse. „Noch fünf Minuten!“ herrschte ihn der in zwer- fachen Rausche forttrassende Andreas an. Da — klopfte es zart, aber klar an der Türe, und — Hedwig selbst stand im Rahmen! Zu ihrer natürlichen Selbstsicherheit und Neugier hatte sie sich, als Stefan ausblieb, auf den Weg zu dem oft erwähnten Maler-

Freunde gemacht. „So?“ rief sie erstaunt, „du wirst porträtiert?“ Und bevor Stefan seinen Mantel vor das Bild breiten konnte, hatte sie es schon erfasst mit allen Sinnen. „Großer Gott!“ — fast schrie sie es entsetzt — „Stefan, wie er leibt und lebt, in- und auswendig!“ Stefan hatte es zuerst bitter leid getan, daß die Ueberraschung zu Hedwigs Geburtstag nicht geglückt war, doch bald verjähnte er sich wieder, denn er durfte zu seiner höchsten Freude sehen, daß seine Geliebte ein feines Gefühl für Kunst besaß. Sie interessierte sich für Andreas' Schaffensweise, für Farben, Mischungen und Fäsiungen, ging auf alle belehrenden Bemerkungen mit ihrem gewandten Verstande sofort ein und beschwor vor allem den Maler, ja keinen weiteren Pinselstrich an dem Gemälde zu tun. Er könne es höchstens peinlich verzeichnen, nicht aber vollenden. Gerade in der unbändigen Kraft des jehlgan Zustandes stelle es das Beste dar, was man von einem Porträt verlangen könne. . . Der Maler gab ihr stannend recht, und Stefan fiel es nicht auf, wie er mit einem trunkenen Blicke die ganze schöne Gestalt des Mädchens maß. „Der Rest meines erregenen Preises diene zur gemeinsamen Feier!“ sagte er und goß in drei winzige Gläschen ein, und bald war Stimmung in der Bude. Der Abend endete sehr spät und mit dem Vorschlage des Malers, nun auch die Braut zu porträtieren, „denn es ist dann doch würdiger,“ meinte er versteckt ironisch, „wenn Ihr beide Bildnisse später in Eurem Salon hängen habt!“ Erhört und begeistert schlug Hedwig ein; in nächster Zeit begann ja das Examen Stefans, da würde er doch nicht viel Zeit für sie übrig haben. Bei ihr werde er allerdings schwerlich mit einer Sitzung auskommen, warf der Maler ein, denn weibliche Köpfe mit ihren weichen, unbestimmten Linien — und gar so schöne! — seien viel schwerer zu treffen als männliche, scharf und charaktervoll geschnittene Antlitz. Als Stefan um Mitternacht seine heimliche Braut nach Hause begleitete, hörte er als letztes Wort aus ihrem Munde: „Du, dein Freund ist wirklich ein lieber Kerl!“

Und dann kam das Examen, und alles ging wie am Schnürchen — auch das andere Geschehen, das nebenher lief. Andreas hatte das „Bildnis eines jungen Mannes“ seinem Professor, dem bekannten Meister und Kritiker, gezeigt, und dieser hatte ihn ernstlich ermuntert, es in die Ausstellung zu senden. Stefan selbst kaufte von seinem letzten Taschengelde einen prächtigen Rahmen, und beide brachten sie nun das Bild persönlich zur Kunsthalle, wo es wirklich für diesen Sommer angenommen wurde. Auf dem Heimwege fragte Stefan, wie weit Andreas mit Hedwig sei. Er ahnte nicht die Zweideutigkeit, mit der ihm dieser antwortete: „Biemlich weit!“

Und als Stefan glänzend bestanden hatte und eine kleine Feier selbstritt veranstalten wollte, da war Andreas mit Hedwig soweit, daß der betrogene Freund das Bildnis des Mädchens überhaupt nicht mehr zu sehen bekommen sollte. Der heißblütige Maler hatte sie ihm regelrecht geraubt!

Stefan reiste heim, zermartert, zerstückelt, aus allen Gliedern der gläubigen Jugend gerissen. Die guten Eltern waren todunglücklich, den Sohn trotz seines Erfolges so elend zu sehen. Er schloß Kopfweh und Ueberarbeitung hervor — und blieb viel allein, ein hoffnungsloser Werther, nicht stark genug zum letzten Schritte . . .

Schließlich — in all' die jämmerliche Grübeleien hinein — kam die erste Anstellung. Arbeit gab's übergenug für den Neuling; doch neben dem Berufe her sich selbst zu leben, das hatte er als einzigen Funken aus dem Schutt- und Aschenhaufen der zerbrochenen Freundschaft und verratenen Liebe gerettet. Und nach Ueberwindung der wildesten Eifersuchtsqual brachte er es sogar über sich, das Werk seines Todfeindes in seinen Anstellungsort mitzunehmen. Als Wahrzeichen seiner inneren Einstellung hängte er es in seinem mit spleißbürgerlicher Gleichgültigkeit möblierten Mietzimmer über den Schreibtisch, obgleich seine Hauswirtin ihn gar nicht ant getroffen fand. Ueberhaupt: jeder Besuch hatte an dem Porträt etwas anderes auszuüben! Er hatte stets die größte Mühe, die Malweise und Auffassung des „Freundes“ zu verteidigen, während er ihn doch lieber gehässig angegriffen hätte. Doch irgendwas an dem Bildnis schlen seiner Eitelkeit zu schmeicheln: Es gewann allmählich nahezu dämonische Gewalt über ihn, es war in verzagten Stunden ein Ansporn und Ziel, eine strenge, starke Hoffnung auf Vollendung wie der „Uebermensch“ Zarathustras . . .

Jahre vergingen; Stefans schriftstellerische Begabung hatte sich nicht als stark genug erwiesen, um erfolgreich durchzudringen.

Verzweifelt ließ er den und jenen Entwurf fallen und wandte sich nun mehr dem tätigen Leben zu. Er lernte sogar seinen Brotberuf lieben, den er früher in genialischer Selbstberauschung nur als Nebensache betrachtet hatte. Zuletzt beugte er seinen Künstler- als Nebensache betrachtet hatte. Zuletzt beugte er seinen Künstler- naden noch weiter und verheiratete sich gut bürgerlich. Seine Frau war kein wilder, lebenslustiger Krauskopf wie Hedwig, doch sie schien Verständnis zu haben für sein besonderes Innenleben. Wenigstens hatte sie nichts dagegen einzuwenden, als er in der neuen Wohnung seinem Bildnis wieder den Ehrenplatz einräumte. Sie zeigte allerdings bald, daß sie nicht recht mit dem „tollen Menschen“ da oben einverstanden sei. Und als endlich die Tante Olga aus Berlin kam, die so „schrecklich viel“ von Kunst verstand, da ereignete sich die Katastrophe. Denn Tante Olga rümpfte ihre Culnase, zückte ihr Lognon und fragte unverbümt: „Nanu, was ist denn das für ein expressionistischer Schinken an der Wand?“ Stefan wurde blutrot, doch er hatte gelernt, in Olga die Erbtante zu sehen, und erwiderte nur finster: „Das bin ich.“ — „Ach, da bist du aber viel zu alt darauf! So abgelebt, so verriickt hast du ganz gewiß nie ausgesehen! Du wirkst darauf wie 40 und warst doch sicher erst über 20!“ Da echote Oly zum erstenmal: „Ja, ich habe es auch schon gedacht, mir ist das Bild schon lang ein Greuel, man sollte es wenigstens weghängen, damit man nicht immer so dumme Fragen zu beantworten hätte!“

Seitdem war das Porträt zwischen den beiden Eheleuten, die sonst ganz gut harmonierten, der Gegenstand erbitterter Fehden geworden, und das Ende derselben war, daß Stefan der „Uebermensch“ so verleidet wurde — und er selbst glaubte ja nicht mehr so recht an ihn — daß er ihn heimlich wegstat. Und zufällig erfuhr er nicht lange danach, daß sein einstiger Freund Andreas, erfolglos, sich und verkommen, von seiner Geliebten längst verlassen, gestorben sei . . .

Stefan lebte glücklich und zufrieden, mit sich selbst ausgeöhnt, in normaler Ehe als tüchtiger Mensch und geschätzter Mitbürger noch manches schöne Jahr dahin. Seine größte Freude waren vor allem seine drei Kinder, obwohl keines von ihnen eine besondere Begabung verriet. Erst lange nach des Vaters Tod — die Mutter lebte noch und erkannte mit Staunen, wie der älteste Sohn dem Verstorbenen immer ähnlicher wurde — brach bei diesem das verborgene, väterliche Erbe durch. Und was in der Welt schon mehr als einmal vorgekommen ist: Dem Sohne war es vergönnt, den Gipfel zu erklimmen, um den der Vater sich vergeblich bemüht. Zu seinem Talente hatte er noch Glück und brachte es rasch zum anerkannten Schriftsteller.

Als Stefan Weinig der Jüngere, der mit Stolz des unbekanntesten Vaters Namen trug, ein junges Weib heimgeführt hatte, ließ er das ganze Haus neu herrichten. Dabei verirrte er sich auch auf den Speicher, um zu sehen, was etwa von dem alten Gerümpel noch brauchbar sein möchte. Da fiel ihm eine merkwürdige Kiste in die Hände; als er die rostigen, quieschenden Nägel herausgezerrt hatte, blinkte ein maltgoldener, altersgrauer Rahmen aus der Doffnung. In wohlherhaltenen Delfarben leuchtete ihm — sein Bildnis entgegen! Erst als er, heftig erschrocken, nach der Jahreszahl suchte, entdeckte er, daß es sich um ein etwa 40 Jahre früher gemaltes Porträt seines verewigten Vaters handelte. Als kostbarsten Familienschatz nahm er das Bildnis, von dem er nicht begreifen konnte, wie es in diesen erbärmlichen Winkel gekommen sei, mit hinab in die Wohnung und zeigte es triumphierend seiner jungen Frau.

„So muß Vater in Wirklichkeit ausgesehen haben als junger Mann,“ sagte er nachdenklich, „auf den vielen uns überlieferten Photographien hat er immer einen so fremden, gemachten Zug um die Augen. Er hat ja doch zu seiner Umgebung nie recht gepaßt, ich glaube, er ist mit seiner künstlerischen Veranlagung nie verstanden worden — auch von Mutter nicht . . .“ Die junge Frau beugte sich über das Bild: „Wer mag das nur gemalt haben?“ Sie entzifferten über der Jahreszahl: Andreas Höllischer. „Ja, das muß ein ganz höllischer Kraftkerl gewesen sein, man sieht's an der wilden Pinselführung! Ich glaube, die damalige Richtung hat man Impressionismus genannt. Je nun, jeder Künstler ist halt auch ein Kind seiner Zeit! Sonst aber: Gut gemalt.“

Und dabei bliebs: Das Porträt hing nun über des berühmten Schnes Schreibtisch, und es schlen manchmal, wenn unliebsamer Besuch da war, mit höhnisch-wissenden, menschenverachtenden Blicken aus der Dämmerung herabanzuwinkern: „Seht ihr nun, ihr Philister? — Ich habe doch Erfüllung gefunden!“

Richard Zozmann / Wanderlied

Wir, der Wanderlust Ergebene,
Streifen durch das Frühlingsgrün;
Berge, Wälder, Tal und Ebene
Bläulichblau im Fernduft glühn.

Unsre Laute, die hellklingende,
Regelt unsern muntern Schritt;
Vögel viele, froh sich schwingende,
Singen zur Begleitung mit.

Hinter uns liegt längst die enge
Stadt mit ihrem Marktgewühl,
Wir sind rüstig Vorwärtsdrängende,
Atmen Waldbluft frisch und kühl.

All das Hemmende, das Stockende
Bröckelt ab, so sind wir frei!
Wandern nur ist das uns Lockende —
Und wohin? ist einerlei.